

Salzburger Stadtberge

Renate Just

Als Nora von Watteck noch keine Wasserleitung auf dem Osлмаier-Gut hatte, ließ sie sich was einfallen. Sie baute ein Wägelchen aus altem Bettgestell und ausrangierter Milchkanne, spannte ihren Hund davor und holte sich so ihr frisches Wasser täglich unten bei der Monikapforte, wo die Stadt und die moderne Welt beginnen. Die Steine für den Wall, mit dem sie eigenhändig ihr Grundstück einfriedete, schleppte sie in einer Markttasche in die Höhe, Brocken für Brocken. Vierzig Jahre lebte die Autodidaktin und Landeskundlerin allein in ihrem verwunschenen, von Hecken zugewachsenen Walmdachhaus von 1526, umgeben von Raritäten, antiken Fundstücken und einem Tauchsieder als neuzeitlichster Gerätschaft, bis sie vor einem Dutzend Jahren 92-jährig starb. Nun bewohnt ihre Tochter Era Gräfin von Pachta-Reyhofen, auch schon über achtzig, ebenfalls als Solistin die „Osлмаierei“, und das holzverkleidete, kleinfenstrige Anwesen, selbstredend ohne Fernsehen und andere zeitgenössische Applikationen, mutet noch immer so an wie aus Ludwig Richters oder Ferdinand Waldmüllers Tagen.

Man sollte auf den Mönchsberg hinauf keinesfalls den Lift nehmen, dessen Berg- und Talstation fatal an großstädtische U-Bahnhöfe erinnern. Und der einen mit Fanfarenstoß und großem Trara direkt vor eines der Cinemascope-Panoramen Salzburgs katapultiert, das ungefähr so allerwärtsnotorisch ist wie die Kleine Nachtmusik. Keine Chance, daß sich einem bei diesem Aussichtspunkt-Schnellschuß erschließt, warum Hermann Bahr ausgerechnet Salzburg, everybody's darling bis zum Überdruß, die „geheimnisvollste Stadt“ Europas nannte. Aber gerade die Stadtberge - Mönchsberg, Kapuzinerberg, der weglose Rainberg – diese waldigen Felsrücken inmitten der städtischen Flächenbebauung, wie große, gestrandete Tiere im Häusermeer, sind ein Inbegriff des Exzentrischen, des Sonderlichen, „Geheimnis-Inseln“ mitten in der urbanen Hochkultur. Sie sind weit mehr Wildwuchs als Parklandschaft, sie haben ihre monolithisch-unzugänglichen, ihre gefährvollen und finsternen Stellen zuhauf. Ihre verblüffende „Ländlichkeit“, die Wiesenmulden, die dichten Buchenwälder, die Felsenhöhlen, ist freilich eine grandiose Augen- und Sinnestäuschung: denn es sind immer nur knapp hundert, oft fast senkrechte, Meter hinunter zum Verkehrsdröhnen auf der Schallmoo-

ser Hauptstraße, zu den Grabendächern der Altstadt-Geschäftsviertel, zu den abendlichen Scheinwerferketten auf den Brücken. Die Bebauung der Stadtberge ist äußerst dünn geblieben, ein mittleres Wunder in derart hochattraktiven Salzburger Wohnlagen, und was an Baulichkeiten von Menschenhand versprenkelt ist, ist oft steinalt, efeuübersponnen und eingewachsen, organischer Teil dieser merkwürdigen Stadtlandschaft geworden.

Schlendern wir also an einem kältegedüngten Wintertag von der alten Vorstadt Mülln auf den Mönchsberg hinauf, wo bereits in der holperigen Augustinergasse das Stadtgetriebe ein ganzes Stück zurückbleibt. Die modrigen Mauern von Nummer acht hat vor Jahren der gerne gegenwartsflüchtige Dichter H. C. Artmann bewohnt, und man kann ihn sich gut vorstellen bei Umtrunk und mittelalterlichem Gesang mit der befreundeten Musiktruppe „Bäregässlin“, der damals nächtens zum alten Augustiner-Bräustübl hinüberschallte. Abgeschieden und still ist es beim Anstieg zwischen den Toren und Wällen der Paris Lodron'schen Festungsanlagen, über der Müllner Pfarrkirche, und sogar das historistisch verschachtelte Luxushotel „Schloß Mönchstein“, leider seines Efeu- pelzes beraubt, wirkt etwas verlassen, denn es ist gerade in unrühmlichen Konkurs gegangen. Auf der Anhöhe, hinterm Oslmaiergut, öffnet sich der Blick über sanfte, reifüberstäubte Wiesenhänge südwärts zum verschneiten Untersberg und der bayerischen Alpenkette - als wären wir mitten im voralpinen Almwiesenland, und als lägen zwischen der gemuldeten Gigerwiese vor unserer Nase und den Gipfeln in der Distanz nicht Kilometer von Vorstädten, Gewerbegebieten und Industriezonen. Mitten in Salzburg sind wir im friedvollen Hochland, auf einer weitläufigen Kanzel der Ruhe, und es paßt, daß wir unser Quartier hier oben bei den Pallottinern im „Johannisschlössl“ genommen haben, einem freundlichen katholischen Tagungshaus, das seine etwas klösterlichstrengen, fromm geschmückten, aber kommoden Interieurs auch kirchenfernen Gästen öffnet.

Das Pallottinerschlößchen, ein gründerzeitlich überformter alter Ansitz mit Türmchen und aussichtsreicher Altane, liegt an der nordwestlichen Kante des langgekrümmten Nagelfluhrückens. Und obwohl es ein einstündiger Fußmarsch ist bis zum Kloster Nonnberg am anderen Ende, ist die weitverstreute Mönchsberg-Kommunität eine Art

Dorf in der Stadt geblieben. Ein sehr eigenwilliges, hochindividualistisches Dorf, wohl-gemerkt, aber es ist doch nur eine Handvoll Hausnummern, die da an Hangränder und in Geländefalten verstreut ist. Man kennt sich, man kennt die Geschichte der Gemäuer, die nicht selten für Generationen in der Familie bleiben. Gediegene Salzburger Sippen haben immer hier oben gesiedelt: die Tomaselli, die Frey, die Kruckenhäuser oder Ku-pelwieser – bemerkenswerte Originale und formidable Exzentriker unter ihnen. Alois Grasmayr beispielsweise, Hotelbesitzer, Faustforscher, Weltreisender, der sich auf sein Anwesen Mönchsberg 18 einen seltsamen siebenstöckigen astronomischen Turm mit drehbarer Kugel setzen, die man durch Tischrücken in Bewegung setzte und der in kniekurzer Schnürsamthose und flappenden Sandalen herumzuspazieren pflegte. Die „Mönchsbergfratzen genannten Kinder der Anhöhe schockierte er gern, indem er ihnen eine mumifizierte Hand aus seiner Raritätenammlung zum Küssen reichte. Ernst Ku-pelwieser, Mönchsberg 17, experimentierte im zweiten Weltkrieg privatim mit Sojawürsten als Fleischersatz und vergiftete sich fast daran, sein bevorzugter Outfit waren ein breitrandiger Kalabreserhut und ein enormer roter Parapluie mit Messing-schild: „Bitte um Rückgabe...“ Die Kammersängerin Bianca Bianchi, Mönchsberg 31, konnte man zu den „Hundsgräfinnen“ zählen, jenen gassigehenden Damen mit größeren Meuten an der Leine; in Madame Bianchis Fall Windspiele, Schnauzer, schwarze Spitze. Die alte Dame erging sich auf den Mönchsbergwegen gern im dunkelblauen Schlafrock mit eingewebten Rosen, ein Kapuzineräffchen auf der Schulter.

Dazu kamen kreativen Zirkel, um die Malerin Agnes Muthspiel im Abturm, Mönchs-berg 9, zum Beispiel, um die versponnenen Schwestern Esinger im romantischen Hut-zelhaus Mönchsberg 6. Und die künstlerischen Zugvögel flatterten ein, die Mönchs-bergler auf Durchzug mit den großen Namen: Kokoschka oder Leopold Lindtberg in der vormaligen „Pension Wöss“, Elisabeth Schwarzkopf und Gottfried von Einem, Brecht und Handke. Es kommen heute die amerikanischen Studenten im mittelalterlichen Marketenderschlößchen dazu, die hier ein beneidenswertes Old-Europe-Semester verbringen dürfen – und von jeher auch die „Sandler“, die Obdachlosen der Schmuck-schatulle Salzburg, die sich in den brüchigen Höhlen des Konglomeratgesteins behauster fühlen als in den polierten Touristenmeilen in der Tiefe. Nicht unbedingt sicherer: vor etlichen Jahren wurde der „Professor“ genannte wohnungslose Friedrich Eduard Wawrik auf seiner Lieblingsbank oberhalb der Vorstadt Riedenburg von

ard Wawrik auf seiner Lieblingsbank oberhalb der Vorstadt Riedenburg von deklassierten Jugendlichen brutal erschlagen – mit einem „Nunchako“, einem fernöstlichen Mordinstrument. Die Beute entsprach 145 Euro. Pater Schwarzfischer von der Pallottinern, der den fellbemühten, gerne Volksreden haltenden Sonderling über Jahre betreut hatte, hielt ihm eine einfühlsame Grabrede. Der kleine Gedenkhort teilnehmender Mönchsbergler an den „Professor“ wurde nachts immer wieder verwüstet - die Geheimnisse des Mönchsbergs können auch sehr düsterer Natur sein. Die Humboldtterrasse, lotrecht über dem Klausentor, ist ein anderer abgründiger Ort – ihr gerühmter Altstadtblick der letzte Augenschein zahlreicher Selbstmörder - wenn es vielleicht auch nicht „Hundert“ unglücklicher Internatszöglinge waren, zu Tode gestürzte „Fleischklumpen in bunten Kleidungsstücken, der Jahreszeit entsprechend“, wie Thomas Bernhard in der „Ursache“, diesem exquisiten Salzburg-Haßbuch schrieb. Bernhards eigenen Stadtberg-Suizidversuch vereitelte in jungen Jahren der große österreichische Schauspieler und damalige Mozarteums-Kommilitone Karl Merkatz. Am Kapuzinerberg habe Bernhard ihn an die Hand genommen: „ So Karl, jetzt hupf’ ma da owe.“ Merkatz: „Aber dann habe ich gesagt, das ist doch sinnlos, und dann bin ich runtergestiegen und er auch.“

Die rosastichige Dämmerung kommt früh an diesen Winternachmittagen, und dann gehen auch bald die milchigen Laternen an den Mönchsberg-Hauptwegen an. Rasch ist der Höhenrücken dann entvölkert von den ohnehin nur vereinzelt „Hundegräfinnen“, Joggern und Rentnerpaaren, und zwischen flechtenbewachsenen Hohlwegen, laublosen Buchen, Wurzelstöcken und felsigen Senken nistet Dunkelheit. Man raschelt allein durch trockene Blätter, fürchtet sich ein klein wenig, und ist froh, daß einem an der einsam gelegenen Holzbude des „Mönchsberg-Buffets“ die Klappe aufgetan und ein Glühwein herausgereicht wird. „Wollen Sie ins Warme kommen?“ Nein, wir tasten uns im Abendlicht zwischen Wehrtürmen und Zinnenmauern zur Kanzel der Richterhöhe vor, wo man unten in der Moosebene Schloß Leopoldskron aus den Bodennebeln leuchten sieht, und die Vororte, Thumegger Bezirk, Gneis, Morzg im Dunst verschwimmen. Hier sind wir mitten in Peter-Handke-Land, dankbar, denn wie für viele Leser ist dieser Schriftsteller für uns der große Augenöffner gewesen, was Salzburger Stadtlandschaften angeht. Gleich da hinten rechts hat er acht Jahre gewohnt, von 1979

bis 1984, im rückwärtigen, hangseitigen Teil des „Kupelwieserschlossls“, dem Konstantinturm. Ein verschachteltes, ritterburgartiges Gemäuer, felsfarben mit rotweißen Holzläden, in schattigem, verwildertem Gartengelände. Acht Jahre, so lange Tochter Amina das Akademische Gymnasium am gegenüberliegenden Rainberg besuchte, war Handke Untermieter seines Internatsfreundes Hans Widrich, des langjährigen Festspiel-Pressechefs, und seiner Frau Gerheid, geborene Kupelwieser, in Mönchsberg 17a. Am „Felsfenster“ des Turm schrieb der passionierte Fußgänger einige seiner schönsten Bücher; „Die Lehre der St. Victoire“, „Die Wiederholung“ und vor allem jenes wunderbare Salzburg-Buch „Der Chinese des Schmerzes“, dessen exakte, filigrane Schilderungen von Wanderungen durch die „G'stätten“ der Vororte, über den Mönchsberg, hinunter in den „mulmigen“ Stadtkern zu den erstaunlichsten topographischen Bilderwelten der Gegenwartsliteratur zählen. Salzburgs unbeachtete Siedlungs-Ränder und halbwillden Landschaftsinseln: Handkes Schreiben läßt sie stärker leuchten als den ganzen Kuppelglanz der barocken Sightseeingstadt.

Da liegt vor uns die zinnenbewehrte Dachterrasse, die der Dichter nur zum Wäscheaufhängen nutzte, das Schreibtischfenster, vor dem sich Berge von alten Teeblättern und Bleistiftspitzerschlangen ansammelten, der Garten der Igel- und Wintervögelbeobachtungen, der gläserne Wintergarten, in dem er Schuhe putzte und Knöpfe annähte. Und vor der Tür die Laubwälder der Karolinenhöhe, wohin Handke mit Kind und Farbtopf zog, um Hakenkreuzschmierereien an den Vogelhäuschen zu überpinseln – und gelegentlich rabiät Wegweiser mit der Zunge von den Bäumen zu rupfen, wie er einem Interviewer gestand: „Was brauch ich mitten in der zivilisierten Welt dieses Getue mit Wanderwegen, jeder hat doch seinen Weg selber zu finden und wird ihn auch finden...“ 1988, als er befürchtete, auf dem Mönchsberg „ledern“ und gelangweilt zu werden, zogen ihn seine Wege wieder in die Ferne, er warf seinen Hausschlüssel samt Zettel in den Widrich'schen Postkasten: „Und jetzt haue ich wirklich ab – schade nur wegen des Fensters am Felsen...Alles Gute Euch allen. Peter“. Aber immer wieder über die letzten Jahre ist er zum Tarockspielen in der Bibliothek des Mönchsbergshauses aufgetaucht. Und als man daran ging, seine ehemalige Fernsicht mit einer weiteren Reihenhaus-Scheußlichkeit zu verbauen, schrieb er einen 2001 einen stinksaurigen Brief

aus Paris: Da habe „die Physik des Geldes“ wieder mal gesiegt, und die Baupläne auf der Moorziese seien „unnaturgesetzlich“.

„Der Berg soll leer sein!“ schreit Handkes Protagonist Loser einmal auf dem Mönchsberg heraus. Das neue „Museum der Moderne“, stadtseitig neben dem verspielten Wasserturm, füllt ihn seit einigen Monaten beträchtlich. Über sechzig Prozent der Salzburger lehnen die „Schachtel“, diesen weithin unübersehbaren kalkfarbenen, schubladenartigen Quader ab. Zigtausende Besucher können die neuen Lifte im Handumdrehen befördern, und sie kommen in Scharen. Aus der Nähe wirkt die Architektur ansehlicher, der helle Untersberger Marmor, die Glasfronten, die weitläufig geschwungenen Aussichtsterrassen. Aber es ist doch so, als habe die Kultur- und Szenestadt unten den ruhigen Mönchsberg mit diesem „Schausoleum“ (in Anspielung an den früheren Landeshauptmann Schausberger, der die Pläne durchsetzte), einigermaßen gewaltsam und klotzend kolonisiert. Das Nobelrestaurant im Haus ist von jener austauschbaren, mäßig originellen Designer-Moderne, wie sie in allen Metropolen herrscht, und in der Kunstsammlung, aufpoliert mit vielen Leihgaben aus Privatbesitz, mischt sich Exzeptionelles der klassischen Moderne mit jenen großformatigen neuwillden oder post-pop-Schinken und Objekten, wie sie geldige Privatsammler lieben und jetzt allenthalben Museen dafür fordern und bekommen. Nach zwei Stunden schmerzen die Füße mehr als auf unebenen Felsensteigen im Freien, und man verabschiedet sich aus der acrylbunten Kunstwelt gerne wieder in die braunmoosigen Farbtöne des winterlichen Draußen.

Noch einmal wandern wir ganzen Höhenrücken lang, an der vieltürmigen Bürgerwehr vorbei und der Senke des Scharnentors und bestaunen die massig ragende Festung, das glanzvolle Stadtpanorama aus der halben Distanz des „Hohen Wegs“. Als wir den gotischen Kirchenraum des Stiftes Nonnberg betreten, ist gerade die Zeit des täglichen Chorgebets der „Sext“ und zart und brüchig klingt der Gesang der benediktinischen Klosterfrauen vom uneinsehbar verglasten Nonnenchor herunter. Stift Nonnberg, das älteste Frauenkloster Mitteleuropas, scheint sich nie zu verändern. Es herrscht eine unerschütterliche, zeitverlorene Gelassenheit hier oben, ein anderes Gesetz, so will einem scheinen, das auch den Besucher mit Ruhe erfüllt. Die halbdunkle gotische Kir-

che ist von wunderbarer Einheitlichkeit, die Krypta ein unirdisch mystischer Säulenwald, und die frühromanischen ernsten Heiligenfresken im Dunkel unterm Nonnenchor fand Peter Handke „das einzig schöne Kunstwerk eigentlich von Salzburg“.

Die Bank in einem kleinen Mauervorsprung, unter der großen, jetzt fast kahlen Platane, ist vielleicht mein Lieblingsplatz auf den Salzburger Höhen. Die berühmten Stadtveduten hat man hier im Rücken, der Blick geht über die ganz nahe Kuppel der wenig bekannten Erhardskirche zu den Nonntaler Gassen, die sich an die Südseite des Festungsbergs zu klammern scheinen, nach Süden bis zum Hohen Göll und dem Tennengebirge. Ganz allein sitzt man in der winzigen Mauerbastion, und nun beginnen die Mittagsglocken zu läuten, dröhnend nah und aus weiter hallenden Fernen, in verschiedenen Klangfarben und Tonarten, ein im Kopf schallendes Töne-Universum, vor dem man fast flüchtet in den dunklen Raum der Klosterpforte, wo soeben ein paar bedürftige Männer mit Eintopf beköstigt werden und unwirsch „Tür zu!“ rufen.

Vielleicht waren es ein paar der „Bergsandler“ vom gegenüberliegenden Kapuzinerbergs, die dort in den Wehrtürmchen des seit langem gesperrten Basteiwegs hausen. Den Kapuzinerberg haben wir dann auch noch, zum ersten Mal, bestiegen. Gegensätzlicher zum Mönchsberg könnte der „andere“ Stadtberg jenseits der Salzach nicht sein. Wie ein grünbepelzter Wal scheint er sich aus den Dächern hochzubäumen, seine steilen Anstiege bringen in einige Atemnot und er ist fast komplett bewaldet, seine wenigen Baulichkeiten konzentrieren sich auf die ersten Höhenmeter überm Bergfuß. Mutterseelenallein stapft man durch die Baumlandschaft, ein paar Eichhörnchen rasen in wilden Spiralen die hellen Buchenstämme abwärts, Kleiber und Spechte hacken sich ihre Nahrung aus den Rinden, und die Stadt scheint täuschend fern. Das Franziskischlössl ganz oben, ein wehrhaftes Kastell, beherbergt eine urige Wirtschaft, und als einziger Gast lauscht man den Kanarienvögeln in der Gaststube, die mit „Radio Salzburg“ lauthals um die Wetter trillern. Auf dem kniewackeligen Abstieg werfen wir noch einen Blick auf das schönbrunngelbe „Paschingerschlössl“ gleich gegenüber vom schlichten Kapuzinerkloster. Jetzt, in der entlaubten Jahreszeit, läßt sich Stefan Zweigs ehemaliger, sehr prächtiger Wohnsitz gut erkennen. Er ist abgeschotteter Privatbesitz, immer noch derselben Salzburger Geschäftsleute-Familie, die den Ansitz nach Zweigs

Emigration für einen Spottpreis kaufen konnte. Die Stefan-Zweig-Büste mußte außerhalb aufgestellt werden, eine Gedenkstätte ist nicht geplant. Zu Stefan Zweigs Kapuzinerberg-Jahren ist ein neues Buch zu empfehlen (Gert Kerschbaumer: Stefan Zweig – Der fliegende Salzburger), das über den Antisemitismus und Engstirnigkeit der schönen Stadt ebenso erhellend Auskunft gibt wie über Zweigs heikles Privatleben. Der Kreuzweg hinunter zur Linzergasse darf jedenfalls erst seit kurzem „Stefan-Zweig-Weg“ heißen. Jahrzehntlang nach dem Krieg fand man katholischerseits Christi Leidensweg unvereinbar mit dem Namen eines jüdischen Emigranten.

Der Rainberg, der kleinste und unbekannteste unter Salzburgs binnenstädtischen Felsenbergen, mitten im Villenvorort Riedenburg gelegen, ist unzugänglich. „Durchgang verboten“, die Wege sind verfallen, die Leitern verrammelt. Er ist mit seinen aufgelassenen Steinbrüchen Schutzgebiet für eine außergewöhnliche Flora: Großen Ehrenpreis und Schattenveilchen, Färberginster und Hügelwaldmeister, für Schlangen und Kleinnager. Mutige trauen sich trotzdem in diese engräumige Wildnis hinauf, Lagerfeuerreste bezeugen es. Peter Handke war unter diesen illegalen Kraxlern und erlebte mit der Bezwingung des Rainbergs, 80 Meter ab Fuß, einen „meiner schönsten Tage in S.“. Er fühlte sich an seine Kinderklettereien in Kärnten erinnert, entdeckte „seltsame, sonst nie gesehene dunkelblaue Blumen mit hohen StengelnMitten in der Stadt S. befand ich mich in der Savanne der Freiheit“. Die Leitern rutschte er an den Stangen hinunter „wie ein Feuerwehrmann“. Und schritt dann bergab, „langsam, fröhlich, durch und durch guter Dinge in die fremde geheimnisvolle Stadt“ – die er kurz zuvor noch mißlaunig „die europäische Allerweltsstadt“ genannt hatte. Kleine Berge, wie man sieht, können große Wirkung entfalten, wenn sie sich am unpassenden Ort, mitten in der Stadt, aufbauen.